

(Nachdruck verboten.)

## Der Kaskl vom Hollarbräu.

10) Roman von R. von Seydlitz.

Der Bräumeister trat vor Kaskl hinein und bedeutete ihm, die kleine Thüre hinter sich zu schließen. Dann trat er bis an einen der Vottiche, faßte ernsthaft und zärtlich an den Rand derselben, und ließ seine Hand da ruhen, indem er einige Augenblicke vor sich hinbrütete, um sich zu sammeln, denn er sollte den Kaskl ins Siedgeschäst einweißen, wofür der Buchhalter ihm etwas Angenehmes in Aussicht gestellt hatte — Fürsprache bei einer Gehaltserhöhung oder duldsame Nachsicht bei irgend welchen Nebeneinkünften.

Er ließ dem Kaskl Zeit, und dieser benützte sie, sich in dem wunderlichen Raum umzusehen. Oben hantierte der Bierfieder, unten in einer der Pfannen, deren Helm geöffnet war, stat ein Bursch und putzte die Pfanne zum nächsten Sud aus; in der anderen Pfanne aber brauste und zischte es in gelbbraunen Wellen auf, und der dufende weiße Qualm fuhr daraus empor. Oft hüllten die Dunstballen den Kopf und die Schultern des Bräumeisters ein, daß man nur den Leib und die Beine sah.

Süß und weich duftete der stärkende Brodem, eine Art von luftförmigen Brots, das man einatmen kann, statt es zu essen; die Lungen dehnten sich der milden Speise entgegen. In der brütenden Wärme und dem Halbdunkel, unter dem dampfen Donnern der unsichtbaren Feuerung und dem dauernden Brodeln und Gischen aus der Pfanne, fühlte man es unbewußt, daß hier ein geheimnisvolles Werden sich vollzog, dem die beschäftigten Menschen nur überwachend und leitend anwohnen. Denn was sich in jenen Braupfannen und Maisgefäßen eigentlich vollzieht, ist und bleibt auch heute der Wissenschaft noch ein Rätsel, und aus Formeln und Büchern konstruiert man kein Bier. Millionennal vollzieht sich die geheimnisvolle Wandlung vor den Augen so vieler Hunderttausende von Brauern, seitdem Jean der Erste von Niederland den Trank erfunden; die feinsten Abweichungen und Aenderungen, die intimsten Kunstgriffe und kleinsten Merkmale hat die reiche Frau-Erfahrung aufgestapelt, und manchem tüchtigen Brauer vergeht das halbe Leben, bis er die kostbare Erfahrung sich lebendig zu eigen gemacht. Aber warum aus gemaischtem Malz die süße braune Würze wird, das weiß keiner, ebenso wenig, wie der Arzt erklären kann, wie aus Brot und Bier Blut und Fleisch wird. Das ist das Geheimnis des Magens und jenes das der Braupfanne.

Der Bräumeister ging endlich einige Schritte weiter und kehrte dann zu Kaskl zurück, der sich auf dem engen Steig um die Vottiche herum durch den heißen Qualm nicht weiter traute, — und wies ihm ein kleines Henkelgläschen vor, das er mitbrachte und das voll Bier schien.

„Was ist dees?“ fragte er.

„Bier?“

„Schmeck amal!“

Kaskl „schmeckte“ und sagte: „Ah, dees is süß.“

„Würze“, — das eine Wort als Erklärung. Dann nach einer Pause, nachdem er durch's Glas gegen das Fenster gesehen: „Guter Bruch“. Und dann wieder, zum Kaskl: „Wenn gut gemaischt ist, muß die Würze im Glase bald klar werden.“ Wer Erfahrung hat, sieht daran gleich, ob's nach dem Sieden guten Bruch und Glanz hat oder nicht.

Und in dieser Weise, sprunghaft und nicht immer verständlich, begann der erfahrene Praktiker seinen Unterricht zu erteilen. Ehe der Tag herum war, hatte der Schüler begriffen, auf was es ankam. Wie's zu machen war, das freilich lernt sich nicht in einem Tag, und die vielen Kunstansdrücke drehten sich zuerst in seinem Schädel in wildem Wirbeltanz. „Anschwänzen, — Würzespiegel, — Vormaischer, — Pfasse, — Didmaischen, zweierlei, — Läutermaische, — Hopsenseicher, — Oberteig“ — Herr Gott, wer sich das alles merken soll.

Und dann das Kreuz mit den zwei „Instrumentln“, dem ewig angewandten Thermometer und dem so schwer auszusprechenden Saccharometer, der neuen Erfindung eines

böhmischen Professors, die der Bräumeister nicht wenig lobte! Die zerbrechlichen Glasröhrchen überhaupt, in Kaskl's Fäusten; ja, es kostete Schweiß. Und die Arbeit war so anders als seine bisherige. Und aufmerken durfte er, wie ein Gastel-macher; denn da gings auf Minuten „zamm“ und auf halbe Thermometergrade. — Und Kaskl hatte gewöhnt, je höher man stiege, je tiefer man eingeweicht würde, desto kräftigere Fäuste brauchte man, desto schwerere Lasten gelte es zu heben!

Die neue Arbeit war körperlich nur in einem Punkt für ihn ermattend: in der langen Dauer. Zwölf Stunden, vom Einteigen der Schüttung an bis zum Ausschlagen aufs Kühlt-schiff! Und immer und ewig das heikle Ablefen am Thermo-meter, und eine fast lächerliche Sorge um halbe Grade und halbe Minuten. Ein Labsal war's ordentlich, wenn er da-zwischen einmal zur Feuerung hinauspringen konnte und schüren und schaffen vor der hellbrennenden Glut.

Abends, oder vielmehr nachts, denn es war stets stock-fenster, wenn er zur kurzen Ruhe entlassen war, setzte er sich gern abseits in einen Winkel und erfrischte sich, aber dabei bewegte er das Gelernte und Geschehene unablässig im Kopf; denn mit dem Zutritt zum eigentlichen Handwerk hatte sein Ehrgeiz und sein Eifer einen neuen Stachel gefühlt. Ohne-dies waren die meisten jüngeren Burschen, die abends eine Stunde frei hatten, entweder um die Küchenmädels herum oder sie hockten zusammen und „dischkerierten“ in ihrem Wälderndialekt. Mit dem fränkischen Wuben, besonders seit er unter hohe Protektion geraten war und ihnen nicht mehr diente wie zuerst, hatten sie wenig zu schaffen.

Aber die Einsamkeit war dem Kaskl nicht unangenehm, und besonders seitdem es eine Zweifamkeit wurde.

Eines Morgens nämlich, nachdem er zum hundersten-male eine erste und zweite Didmaische bereiten gesehen und das werdende Gebräu unter der Aufsicht des Gestrengen in den Läuterbottich hinübergeschöpft hatte, wo es nun der vor-geschriebenen dreiviertelstündigen „Ruhe“ überlassen wurde, holte sich Kaskl ein Bier an der Schenke und bis in sein Brot, während er in seinen offenen Schuhen über den Hof schlappte, um sich einen Sitzwinkel zu suchen und unterm Trinken seinen Gedanken nachzuhängen.

Es war etwa zehn Uhr, und drüben in der Küche kochten schon alle Töpfe für die Mittagsmahlzeit.

Er setzte sich in einem offenen Bogen nieder, wo einige Stufen zum Fleischkeller hinabführten. Hier war er ungestört und blatte sünnend um sich. Das alte düstere Gebäude um-ragte ihn von allen Seiten. Hinten im zweiten Hof, wo das Sudhaus war, hörte man ein wenig Geräusch — weniger frei-lich als henzutage, denn so viel Maschinen gab's damals noch nicht; — ganz weit hinten hämmerte ein Schächler; vorn, durch den Thorbogen, unter dem eine Menge Gäste vor der Sommerhitze geborgen ihren Frühjochoppen an Mapp-tischen tranken, hörte man den Lärm der Straße. Hier drinnen aber war's kühl; oben leuchtete ein Viereck wunder-blauen Himmels hinab; und dort oben flogen zeitweilig Vögel durch die Luft; auch eine blendend weiße Wolke zog langsam da oben vorüber.

Weiße nicht warum, aber der Kaskl vergaß auf einmal das Klauen und Trinken und erinnerte sich an den schnee-frischen Windhauch der grünen wilden Ffar. — Es war geradezu, als ob er jetzt nicht mehr in München wäre; die Ffar hatte er nicht mehr gesehen seit dem ersten Tage. Das Leben war hier doch etwas gar zu verflirt eintönig. — Er wurde melancholisch und piffte leise vor sich hin.

Da hörte er eine schöne Weiberstimme aus der schwarzen Tiefe des offenen Vorratskellers tönen, an dessen schwerer Vogenthür der Schlüssel steckte; eine große Holzjungel baumelte vom Schlüsselring.

Die Stimme sang lustig und hallend weiter, und endlich kam sie näher, man hörte Tritte auf den vertretteren Stein-stufen, und zuletzt kam ein großer Korb mit Gemüße und einigen abgetochenen Hühnern zum Vorschein, nebst einer Hand und einem bloßen Arm, darunter Schürze und Rock und ein Fuß im Pantoffel. Und endlich die Sängerin selbst: das Agerl!

Das Agerl war in der Küche ungefähr auch Haberfelder, denn sie hatte Hühner und Gemüße zu putzen, Fische herzu-

richten, für Feuer und Geschirr zu sorgen und daneben noch im hintersten Hof die Gesellschaft Hühner und Tauben zu pflegen, die dort von Malzabfällen reichlich gedieh.

Sie war ein langes schlankes junges Ding mit rabenschwarzen Haaren, lebhafter Farbe und sprechenden Augen, etwas knochig noch, aber kräftig und weitausgehend, wie sich's gehört. Ihre Wiege hatte irgendwo am Türkengraben gestanden, mittwegs zwischen der Stadt und Schwabing; Eltern hatte sie nie gehabt; als Kostkind für ein paar Mark monatlich ernährt, war sie lang und lustig ausgeschossen zwischen den niederen Häuslein und den kleinen Gärtchen, bis sie als Magd in die Stadt „verzogen“ war. Denn der echte Türkengrabler „reist“ nach München, wenn's auch nur zehn Minuten weit ist.

Jetzt trat sie aus der Thüre, warf diese ins Schloß und drehte den kugelbeschwerten Schlüssel. Da sah sie quer vorgelagert die Schlappschuhe und Beine des Kasl und hemmte plötzlich ihren Gesang.

„Du singst aber schön,“ meinte er da, seine Beine ziehend, um Platz zu machen.

„Wie?“

„Schön singen kannst.“

„Na freilich, passiert. — Wann mer des bissel sing'n net hält! — Bei dera Arwet und Schinderei . . .“

„Geht der d' Arbeit besser, wann d' singst?“ fragte er dagegen. „Ich möcht selber sing'n können, — i kann's aber net.“

„Geh' zu! Probier's halt.“ Damit wandte sie sich ab, ihn noch einmal freundlich mit ihren dunklen Augen ansehend. — Ihr Gewand flatterte im langen Schreiten, dann lief sie die Stufen zur Küche hinab, drüben jenseits des Hofes, und war fort.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Farbiger Schnee.

Obgleich der Schnee im allgemeinen eine blendend weiße Farbe hat, die dazu führte, daß jedes besonders reine und schöne Weiß als Schneeweiß bezeichnet wird, hat man doch öfters farbigen Schnee beobachtet. Schon im Altertum hatte man bemerkt, daß der Schnee zuweilen einen hell- bis scharlachroten Schimmer oder auch strohgelbe, grüne oder braune Farbentöne annimmt, so daß zum Beispiel der ältere Plinius zu der Ansicht neigte, daß der Schnee durchs Alter rot werde. Auch später wurde öfters in Sammlungen auffallender Naturereignisse, wie zum Beispiel in der „Chronik der Seuchen“ von Schürer, von farbigem Schnee berichtet, ohne über die Ursache dieser Erscheinung etwas mitzuteilen. In neuerer Zeit war es besonders de Saussure, dessen Aufmerksamkeit bei seinen Alpenreisen auf den roten Schnee hingelenkt wurde. Er entdeckte denselben im Jahre 1760 auf dem Beben und sah ihn besonders schön 1778 auf dem St. Bernhard in der Schweiz in Höhen bis zu 2800 Meter. Später fand ihn auch Ramond auf den Spitzen der Pyrenäen und Kapitän Ross 1818 an der grönländischen Küste, wo er die etwa 200 Meter über dem Meere liegenden „Scharlachklippen“ (crimson cliffs) entdeckte, welche die Wände der Vassinsbai im schönsten Rot erglänzen ließen und stellenweise eine Tiefe von 3 Metern und in der Nähe von Kap York eine Ausdehnung von acht Seemeilen hatten. Seit dieser Zeit ist der rote und röllliche Schnee öfters hier und da angetroffen und vielfach zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen gemacht worden, wie z. B. von Parry auf seiner Reise nach dem Nordpol, besonders in den von den Schlitten gebildeten Furchen, von Franz Bauer, von C. v. Carpentier (1818); Hooker, Wrangel (1823), Ramond, Ehrenberg (1838) und namentlich von Nordenskjöld und Dr. Berggren (1870) sowie andern Forschern. — Aber auch den grünen Schnee, den schon der Botaniker Unger untersucht hat und von welchem Dr. Kjellman Proben aus Spitzbergen und Dr. Berlin von Grönland mitgebracht hat, sowie den braunen und strohgelben Schnee hat man öfters beobachtet. So fiel in und um Kasan am 14./26. März 1865 bei ziemlich starkem Südwestwinde ein gelber Schnee von der Farbe des Strohpapiers, der den Boden etwa 2 Centimeter bedeckte und eine große Verbreitung gehabt zu haben scheint, da er auch zu Simbirsk, etwa 80 Meilen von Kasan eisfrenk, bemerkt wurde. Ein ähnlicher Schneefall fand am 22. Januar 1864 auch in Schlesien statt. In beiden Fällen scheint jedoch der frisch gefallene gelbe Schnee dem Wesen nach vom anderwärts bemerkten roten, grünen oder braunen Schnee erheblich verschieden gewesen zu sein.

Wie sich denken läßt, hat dieser farbige Schnee das Nachdenken der Forscher herausgefordert, doch dauerte es eine geraume Zeit, bis man der wahren Ursache jener Färbung auf den Grund kam. Während Saussure meinte, sie stamme von einem vom Winde herbeigeführten roten Blütenstaube, obwohl er keine Pflanze kannte, die einen derartigen roten Staub erzeugte, glaubten andre, sie werde

durch einen roten, eisenhaltigen Meteorstaub erzeugt, wogegen Romond annahm, daß die Färbung durch Glimmer hervorgerufen werde, der von den durch Sonne, Wasser und Luft zersetzten Felsen herrühre. Damit stand aber die Beobachtung von Ross im Widerspruch, der in einer Gegend im hohen Norden, wo gar keine Glimmerfelsen vorhanden sind, den roten Schnee fand. Selbst die Untersuchung der von Ross mitgebrachten roten Kügelchen, welche zweifellos die rote Farbe dieses eigenartigen Schnees verursachten, brachte nicht sogleich völlige Aufklärung, da man sich nicht über ihre Natur einigen konnte. Während einige Forscher sie zum Tierreich zählten und dieselben Gelatine enthalten sollten, wurden Rees von Eisenbed und Ramond darüber einig, daß die roten Kügelchen nichts andres seien, als „im oxydierten Schnee organisch getwordenes Glimmerpulver“, wogegen Franz Bauer — der den roten Schnee zuerst mit dem Mikroskop untersuchte und die färbenden organischen roten Kügelchen darin erkannte — sie für die gestielten Köpfe eines winzigen Brandpilzes, *Brangel* aber für eine Flechte und Scoresby für eine Art kleiner braunroter Tierchen hielt, die in dem nördlichen Polarmeere häufig sind und zuweilen ganze Strecken der See rot färben, daher auch dem Eise und dem darauf liegenden Schnee eine rote, gelblichrote oder gelbe Farbe geben. Hooker entdeckte zuerst die Algennatur des bezeichneten Organismus, die Agardh dann zweifellos erwies. Letzterer gab dieser neuen Alge außer dem poetischen Namen „Schneeblüte“ den wissenschaftlichen „farnmoisinfarbenes Schnee-*Urforn*“, während Ehrenberg, der ihre Entwicklung beobachtete, indem er aus den Alpen herrührende Proben auf Schnee aussetzte und sie zu fettenartig verbundenen, erst grünen, dann rotwerbenden Kügelchen sich entwickeln sah, sie „Schneekügelchen“ (*Sphaerella nivalis*) nannte, wie sie noch heute heißen.

Obgleich diese Alge auf den Schnee- und Eisfeldern wächst, ist sie doch kein abgesetzter Feind der Wärme. Sie erscheint, wie am Pol, so auch im ewigen Schnee unsrer Gebirge stets im Sommer bzw. bei milder Temperatur erst als leichter rosenroter Anflug, dann mit zunehmender Färbtiefe, und verwandelt sich schließlich in eine schwärzliche Masse, welche zum einen Teil aus absterbenden Teilen, zum andern aus eingelapfelten „ruhenden Sporen“ besteht, in welche das Leben dieser winzigen Organismen sich zurückzieht, um so zu überwintern. Denn in dieser Form können sie, wie alle niederen Lebewesen, die stärksten Temperaturwechsel ertragen, wie durch Versuche festgestellt worden ist. Man hat derartige Organismen einer trockenen Hitze von 100 Grad, sowie der höchsten künstlich zu erzeugenden Kälte ausgesetzt, ohne ihre Lebenskraft zu zerstören. Selbst jahrelanges Lagern kann die Keimkraft dieser Sporen nicht zerstören; denn selbst die von verschiedenen Polarexpeditionen mitgebrachten eingetrockneten Ueberreste des roten Schnees wurden noch nach Jahren zu neuer Entfaltung gebracht. So können jene ruhenden Sporen auch ohne Nachteil die halbjährige Winternacht der Polarländer überdauern oder unter der Schneedecke mehrere Jahre ruhen bis der wärmere Sommer ihre Lebenskeime wieder weckt, denn auch unsre Schneefalge verlangt, wie schon erwähnt, eine über den Nullpunkt hinausgehende Wärme zu ihrer gedeihlichen Entwicklung, und diese bieten selbst die Polarregionen in ihrem kurzen Sommer infolge der Klarheit und Trockenheit der Luft auch bei niedrigem Sonnenstande.

Falsch wäre es, anzunehmen, daß die Schneekügelchen in reinem Schnee sich zu entwickeln und gedeihen vermögen; sie bedürfen vielmehr einer mineralischen Unterlage, wie schon aus einer chemischen Analyse hervorgeht, die zahlreiche Mineralstoffe, wie Kalk, Kieselsäure — letztere wahrscheinlich ein Bestandteil des das Schleimkügelchen umhüllenden Häutcheins — Eisen usw. in ihnen nachweist. Jene Stoffe entnimmt diese Alge der Oberfläche des Schnees, der bekanntlich bei längerem Liegen meist grau erscheint, infolge einer dünnen Schicht Staubs, der nach Nordenskjöld's Untersuchungen durchweg aus der Luft niedergefallen wird. Dabei ist dieser Forscher der Ansicht, daß es sich hierbei nicht bloß um einen von den Luftströmungen herbeigeführten irdischen Staub handelt, sondern um einen Meteor-Staub, da er eine beträchtliche Menge metallischer Bestandteile enthält, die sich mit dem Magnet anziehen lassen und wahrscheinlich, wie die metallischen Meteorsteine, vorwiegend aus Eisen, Nickel und Kobalt bestehen. Da er mithin von unsrem gewöhnlichen irdischen Staub erheblich verschieden ist, so hat ihn Nordenskjöld *Arylonit* d. i. Eisstaub genannt. Dieser Staub ist es aber, welcher der Schnee- und Eisflora zur Unterlage dient.

Außer den „Schneekügelchen“, der Alge des roten Schnees, fand der Botaniker Dr. Berggren auf der von Nordenskjöld unternommenen ersten Expedition nach Grönland im Jahre 1870 eine zweite, der „Schneeblüte“ nahe verwandte Alge von rotbrauner Farbe, die in großer Menge auftrat, aber nur auf mit *Arylonit* besaitem Eise wucherte und demselben eine purpurbraune Farbe verlieh. Da die Alge bis dahin noch unbekannt war, erhielt sie den Namen *Ancylonema Nordenskjöldii* (Nordenskjöld's Krummsaden). — Wunderbar ist es jedenfalls, daß in dieser kleinen dunklen Alge sich die Sonne gewissermaßen selbst ein Werkzeug schafft, um ihre in Polarregionen verhältnismäßig geringe Kraft auf die starren Eisflächen mit Erfolg wirken zu lassen. Man fand nämlich auf genannter Expedition im Eise zahlreiche Löcher, die besonders stark mit dem Krummsaden besetzt waren, woraus man mit Recht den Schluß zog, daß die kleinen Algen mit ihren dunkelbraunen

Körpern mehr Sonnenstrahlen verschlucken, als die mit Kryolonit gefärbte graue oder gar weißglänzende Eismasse, weshalb die Algenkolonien infolge Wegschmelzens von Eis immer tiefer versinken, bis die Strahlen der niedrigstehenden Sonne sie nicht mehr treffen können. Auf diese Weise geben sie der wärmeren Luft eine vermehrte Angriffsfläche auf die Eisbede und beschleunigen so das Abschmelzen derselben erheblich. Vielleicht, meinte Nordenskjöld, haben wir es diesem mikroskopischen Wesen zum guten Teil mit zu verdanken, daß die Eiswüsten, welche in der Eiszeit Europa und Amerika auf weite Strecken vom Pole südwärts bedeckten, überhaupt wieder weggeschmolzen sind und schattigen Wäldern und fruchtbaren Feldern Platz gemacht haben.

Von diesen und andren echten Schnee- und Eispflanzen sind die unedlsten wohl zu unterscheiden, denn auch andre Pflanzen kommen auf dem Schnee und Eise vor, da mehr als vierzig verschiedene Arten entdeckt worden sind, die auf der Oberfläche des Schnees sprossen und gedeihen, während auf der Eisoberfläche nur zehn gefunden wurden. So hat man in dem grünen Schnee mannigfaltige Pflanzenarten nachgewiesen, und zwar nicht bloß Algen, sondern auch Moose, freilich nur in ihrem den grünen Faden-Algen ähnlichen Keimzustande und zwar meist in recht dürftigem Zustande.

Wie man sich nun denken kann, haben diese winzigen Pflanzen auch vielfach Tiere, denen sie zur Nahrung dienen, in die wenig anziehenden Regionen gelockt. Zu ihnen gehört u. a. der Gletscher-Floh, der hauptsächlich von der roten Schnee-Alge sich nährt, sowie mehrere Arten winziger Tierchen der Polarregionen, welche mit den Algen die Eigentümlichkeit gemein zu haben scheinen, den Winter in eingekapseltem Zustande zu überdauern.

Aus alledem geht hervor, daß die schöne rote, rötlichbraune, purpurbraune, gelbe und grüne Färbung des längere Zeit lagernden Schnees z. B. in den Polar- und Alpengürteln, organischen Ursprungs ist, die von winzigen Algen die Schnee- und Eisflora erzeugt wird, während die Farbe des frischgefallenen Schnees, soweit sie von der weißen abweicht, wie z. B. die strohgelbe Farbe des bei Kasan gefallenen und oben angeführten Schnees, von zufällig durch irgend einen Zufall dem Schnee zugeführten winzigen Fremdkörpern, z. B. von Staub oder Rauch etc., herrührt. —

D. Erdmann.

### Kleines Feuilleton.

ck. „Li hütet das Zimmer“. (Die Scene spielt in Li Hung Changs Arbeitszimmer; nüchterne Einrichtung, „art nouveau“. Selbst im Orient richtet der „modern style“ seine Verwüstungen an. Gegenwärtig rädelt sich der sympathische Mandarin auf einem Fauteuil, die Füße auf dem Tisch, liest illustrierte Journale und raucht eine große Cigarre; neben ihm ein Cocktail. Ein Diener tritt ein.)

Li Hung Chang: „Was will man?“  
Der Diener: „Ein bevollmächtigter Gesandter wünscht im Damen Audienz.“

Li: „Antworte, daß man ihm schon eine gegeben hat.“  
Der Diener: „Er will durchaus eintreten.“  
Li (seiner Cocktail schlürpfend): „Ich bin krank.“  
Der Diener: „Der Gesandte ist gleich dem Säbel der Ungerechtigkeit: er schneidet nicht in die Pomade.“

Li: „Nun gut, wir werden den fremden Teufel empfangen; aber richte mich vorher ein.“ (Li streckt sich auf der Chaiselongue aus, vergräbt sich unter den Dedes; man verbirgt die Cigarren, die Journale und den Cocktail. Alsdann führt man den Gesandten hinein — den französischen, russischen, englischen, deutschen oder italienischen — der Leser wird gebeten, sich selbst die Rationalität zu wählen.)

Der Gesandte (Mann ohne Bart, aber ceremonieell): „Ich habe die Ehre, Eure Exzellenz zu begrüßen.“

Li: „Nicht der Sonne, ich bin ein Schnitzel von dem Nagel der Bege des Bastards Deines letzten Sklaven.“

Der Gesandte: „Ich bin ganz der Ihrige.“  
Li: „Mögen die hunderttausend Segen über Dich kommen.“

Der Gesandte: „Was macht Ihre Gesundheit?“  
Li: „Mein elender Körper zerfällt in Fegen; ich kann weder trinken noch essen, noch rauchen, noch selbst sprechen.“

Der Gesandte: „Was ist denn Ihre Krankheit?“  
Li: „Ein sonderbares Leiden, das mich für Momente überfällt.“

Der Gesandte: „Ich würde dennoch gern mit diesen Verhandlungen zu Ende kommen. Sind Sie kräftig genug zur Besprechung?“

Li: „Das wird auf die Umstände ankommen.“

Der Gesandte: „Wir wünschen Frieden mit China zu machen.“

Li (die Nase herausschickend): „Ich fühle mich nicht allzu schlecht.“

Der Gesandte: „Wir werden keine übertriebenen Forderungen stellen!“

Li (sich aufrichtend): „Es geht besser und besser.“

Der Gesandte: „Vor allem vermeiden wir, das Land zu ruinieren.“

Li (setzt einen Fuß auf die Erde): „Ich bin fast ganz munter!“

Der Gesandte: „Man wird die Züchtigungen möglichst beschränken.“

Li (stehend): „Mein Wort, ich bin geheilt.“

Der Gesandte: „Dann kann man also sprechen?“

Li: „Gewiß. Da Ihr ja nichts fordert, werden wir Euch alles bewilligen.“

Der Gesandte: „Pardon... wir sind doch nicht so naiv wie die Früchte des Birnbauens. Wir fordern doch einige Gemüthsnummern.“

Li (plötzlich ernst): „Wie?“

Der Gesandte: „Erstens eine Gelbentschädigung.“

Li (fällt auf den Sitz zurück): „Au, die Schmerzen fangen wieder an.“

Der Gesandte: „Zweitens die Hinrichtung der Rebellen.“

Li (sich hinlegend): „O! das Leiden kommt zurück!“

Der Gesandte: „Drittens eine Gebietsabtretung, die Rückkehr der Herrscher nach Peking, die Auslieferung des Kriegsmaterials.“

Li (sich vor Schmerzen krümmend): „Ich sterbe! Ich sterbe! Zu Hilfe!“ (Diener stürzen herein und tragen ihren Herrn fort.)

Der Gesandte (zum Arzt): „Armer Mann! Was hat er denn?“

Der Arzt: „Er leidet, wie das Land, an inneren Krisen.“

Der Gesandte: „Und Sie verordnen ihm?“

Der Arzt: „Eine vollständige Entleerung...“

Der Gesandte: „Ach!“

Der Arzt: „... des Staatsgebiets von Fremden!“ — (Pierre Weber im „Temps“.)

— Der hypnotisierte Hummer. Eine lustige Geschichte wird in einem Wiener Blatt erzählt: In einem renommierten Wiener Hotel trafen sich vor einigen Tagen einige Herren zu einem zwanglosen Souper. Unter den Gästen befand sich auch ein Breslauer Gelehrter, den die Berufspflicht auf einige Tage nach Wien geführt hatte. Das Gespräch berührte allerhand Themata und war im besten Gang, als einer der Anwesenden von Dressurversuchen bei Tieren sprach, die auf besonders tiefer Intelligenzstufe stehen. Jeder wußte zu diesem Kapitel etwas beizutragen. Der eine sprach von einer Katze, die das „Apport“ bringe, der andre von mustalischen Schlangen, der dritte von Hühnern, die sich auf den Rücken legen lassen und regungslos liegen bleiben. Da nahm der deutsche Professor das Wort: „Ich glaube, meine Herren, Ihnen in dieser Beziehung einen besonders interessanten Fall erzählen zu können; ich besitze bei mir zu Hause einen Hummer, an dem ich jederzeit mit Erfolg Hypnotisierungsversuche vornehmen kann. Ob ich ihn nun auf die Schere oder auf den Schwanz stelle, er behält jederzeit die Position, die ich ihm gebe, und entfernt sich nicht aus ihr, es sei denn, daß ich ihn umlege. Es ist mir wahrscheinlich geworden, daß sich mein Hummer in einem Zustand der Hypnose befindet.“ — Die Gesellschaft stimmte in herzhaftes Lachen ein. Kein Mensch glaubte an die Wahrheit dieser Erzählung, und ein Wiener Baurat meinte: „Solches Hummerlatein müssen Sie uns nicht vorlesen, Herr Professor.“ Aber der Breslauer Gelehrte blieb bei seiner Behauptung und erklärte schließlich, den Beweis für die Wahrheit erbringen zu wollen. Er telegraphierte nach Breslau um seinen Hummer, erbat sich alle Vorsichtsmaßregeln bei der Beförderung des kostbaren Tiers und lud für den nächsten Abend alle Herren, die an dem Gespräch teilgenommen hatten, zur Probuktion ein. Dem Zahlkellner wurde mitgeteilt, daß der Hummer am nächsten Tage ankomme und mit großem Respekt zu behandeln sei. Dann verabschiedeten sich die Gäste. — Die Gesellschaft hatte sich am nächsten Abend vollzählig im Hotel eingefunden. Der Tisch war solenn gedeckt. Und ehe man noch an die Absolvierung des Menus dachte, ergriff der Breslauer Professor das Wort: „Meine Herren, ich will Ihnen sogleich das interessante Exempel vorführen. Im voraus mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich meinen Hummer seit seiner Ankunft vor zwei Stunden nicht gesehen habe. Auch muß ich Ihnen nicht erst betonen, daß Tiere dieser Art keinerlei Intelligenz zeigen, keinesfalls aber zu einer Person mehr Anhänglichkeit haben als zu einer andren. Mein Experiment wird Ihnen später, wenn Sie es versuchen, ebenso leicht sein, wie mir. Und nun, Jean.“ — so wandte er sich an den Kellner, „nun bringen Sie meinen Hummer.“ Es dauerte geraume Zeit, bis Jean wieder das Zimmer betrat, hinter ihm kamen zwei Kellner mit Schüsseln und den Beschluß machte der Hotelier, der dem Gelehrten zurief: „So würde wohl recht sein, Herr Professor?“ — Einen Blick warf der Professor auf die Speiseträger, dann wurde er blaß, obwohl es ihm rot vor den Augen wurde. Was er da sah, das war sein Hummer, aber nicht schwarz und lebensfrisch, sondern rot gefotten und mit Hummersalat, Bohnen und Mayonnaise aufs prunkvollste adjustiert. — Der Restaurateur war unglücklich über den Irrtum, der einem so intelligenten Tier das Leben gekostet hatte. Schließlich schickte man sich in das Unvermeidliche, verzichtete auf die hypnotische Sance und verzehrte das kluge Tier bis auf die Schalen. —

### Theater.

oe. Die plattländische Volksbühne, die seit New Jahr im Belle-Alliance-Theater zu Gast ist, führte am Sonntag unter dem Titel „Der Schuster und der Teufel“ eine neue Fosse auf, die schon deutlicher als das melodramatisch verbräunte erste Stück an das Puppentheater erinnert, aus welchem das Bestehen der Gesellschaft sich herleitet. Hier erscheint die holländische Majestät wie in der altdeutschen Schwandichtung als der gemüthliche Vursche, mit dem sich bequem ein

Wort Deutsch reden läßt, nachdem man den ersten, recht unnötigen Schreck überwunden hat. In unserem Falle geht der Gottseibeim mit Tümmes, der als Meister Knieriem schafft, einen Pakt ein. Der Teufel soll ein Jahr lang mit der grimmigen Kantippe des Schusters zusammenleben. Hält er diese Marter aus, so ist die Seele des geplagten Ehemanns verloren; im andern Falle aber kriegt Tümmes zehntausend blanke Dukaten. Selbstverständlich verliert der höllische Waghals ganz elendig die Wette; das böse Weib ist selbst dem Teufel über.

Wie der Tümmes, so begegnen uns auch die andren stehenden Figuren des Kölner Puppentheaters in der derben Posse; zur Charakteristik der Werkschätzung, die in der Stadt der Dunkelmänner der frommen Salbung zu teil wird, sei erwähnt, daß Schäl als Kölner „Urbild des Tartüffe“, uns in der Gestalt des betenden Schleichers entgegentritt.

Wir in Berlin, die wir uns die Posse kaum noch anders vorstellen können als mit Triolos, falscher Sentimentalität und did aufgetragenem Selbstlob ausgestattet, könnten am Ende aus der ungelünstelten Derbheit der Kölner manchen Gewinn ziehen. —

### Völkerrunde.

— Die Vorliebe der Chinesen für Singvögel.

Am beliebtesten ist die Lerche. Nirgends im ganzen Reiche wird man einen Chinesen, der sich im Freien ergehen will, von Hundstößen begleitet sehen. Statt dessen nehmen sie fast überall Käfige mit Lerchen oder andren Vögeln mit hinaus. An schönen Nachmittagen und Abenden säßend oft Gruppen von Menschen, die alle einen Vogelfläßig tragen, gemächlich durch die Straßen, oder sie setzen sich vor der Stadt auf den Boden, während sie den Käfig ihres Lieblings neben sich hinstellen oder in die Zweige eines Baums hängen. Am liebsten suchen sie sich dazu Stellen mit Grassbüscheln aus, weil sie hier einige Heuschrecken zu erwischen hoffen, die sie ihren Vögeln geben können. Einzeln machen sie sich wohl selbst hinter den Insekten her; gewöhnlich verbietet das jedoch die Würde, und dann schiden die Besitzer der Lerchen entweder ihre Söhne danach aus, oder sie halten sich an die Verkäufer von Grassbüscheln. Diese sind überall zu finden, wo es Spaziergänger mit Vogelfläßigen in der Hand giebt. Sie laufen von frühester Morgenstunde bis zum Anbruch der Dunkelheit im Schweife ihres Angesichts auf allen mit Gras bewachsenen Rainen, Hügeln und Thälern umher, wo sie auf die hüpfenden Heuschrecken fahnden. Zu deren Aufnahme sind kleine, aus Bambus geflochtene Körbe bestimmt, worin es zappelt und wimmelt. Die gesangenen Tierchen werden entweder an die Luftwandler oder an die Vogelhändler verkauft. In Südhina zieht man die Lerchen aus den nördlichen Provinzen den einheimischen vor, weil sie besser singen. Besonders aus der Provinz Tschili werden alljährlich viele nach dem Süden gebracht, darunter auch immer eine Anzahl von Lerchen aus der Mongolei, die von allen am geschätztesten sind; für ein gutes Exemplar der mongolischen Art läßt sich in Hongkong leicht ein Preis von 50 M. erzielen. Neben den Lerchen findet man bei den Chinesen verschiedene Arten von Drosseln, ferner Kanarienvögel. Alle diese Vögel werden in braunlackierten, geräumigen Käfigen aus Bambus gehalten, auf deren regelmäßige Reinigung man durchschnittlich viel mehr achtet, als auf die der eigenen Behausung. Die Singvögel sind denn auch trotz ihres erzwungenen Aufenthalt in den dumpfen Wohnungen einer eng gebauten Chinesenstadt anscheinend meist recht zufrieden und schmetterten lustig ihre Lieder. Im Sommer, wo alle Thüren und Fenster geöffnet sind, ist ein solches Konzert für unsere Geschmacks oft reichlich laut, während es den Chinesen gar nicht ohrenbetäubend genug werden kann. — (Köln. Btg.)

### Physiologisches.

en. Die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Körpers gegen elektrische Ströme ist mit ganz besonders sorgfältigen Mitteln von Dr. Jellinek in Wien untersucht worden, und zwar hat er für seine Versuche eine größere Zahl von Elektricitätsarbeitern benützt, also Leute, die beruflich mit elektrischen Strömen zu thun haben und infolge dessen alle Experimente selbst mit starken Strömen ruhig über sich ergehen lassen, während die mit der Wirkung elektrischer Ströme nicht vertrauten Personen gewöhnlich eine zu große Angstlichkeit zeigen. Jellinek suchte 80 Arbeiter gleichen Alters und von möglichst ähnlichen körperlichen Anlagen aus, um an ihnen die Wirkung der elektrischen Ströme auf den Blutdruck zu messen. Sämtliche Versuchspersonen standen im Alter von 20—30 Jahren, erfreuten sich einer vollkommenen Gesundheit und waren frei von Alkoholismus und Ueblergiftung, welche letztere bei der Beschäftigung mit Accumulatoren häufig eintritt. Unter den Elektricitätsarbeitern mag es keinen einzigen geben, der nicht schon gelegentlich am Schaltbrett oder an andren Apparaten mit hochgespannten Strömen in Berührung geraten ist und bei diesen oder ähnlichen Gelegenheiten heftige elektrische Schläge kennen gelernt hat, auch bewegen sich diese Arbeiter vielfach in Räumen, die von elektrischen Wellen durchflossen werden. Zunächst nahm der Wiener Gelehrte nur solche Arbeiter vor, die schon seit Jahren ausschließlich mit starken Strömen zu thun gehabt hatten. Er ließ Gleichströme und Wechselströme von nur 50 bis 150 Volt Spannung 5—10 Sekunden auf sie einwirken, außerdem

auch hochgespannte Ströme, diese aber nur für einen Augenblick. Die Versuchspersonen hatten aber auch gar nichts dagegen, vorübergehend mit Strömen von 3—500 Volt Bekanntschaft zu machen. Im Interesse des Forschers sei noch bemerkt, daß er diese Ströme stets zunächst an seinem eignen Körper versucht hatte. Die Versuche haben gezeigt, daß der elektrische Strom ziemlich bedeutende Schwankungen des Blutdruckes in den Gefäßen des menschlichen Körpers hervorruft. Ein Gleichstrom läßt den Blutdruck sofort nach der Einwirkung erheblich steigen, erhöht zuweilen auch die Häufigkeit der Herzschläge, aber bald tritt wieder eine Beruhigung ein. Von andrer Wirkung sind die elektrischen Wechselströme, die als weit gefährlicher durch verschiedene Unglücksfälle leider schon genugsam berüchtigt worden sind. Merkwürdigerweise führen sie eine Verminderung des Blutdruckes herbei, gleichzeitig aber eine zuweilen auffallend beschleunigte Herzthätigkeit. Eine kurze Einwirkung hochgespannter Ströme erzeugt zunächst ein Herabsinken des Blutdruckes, dann aber stets ein Ansteigen, während die Herzthätigkeit gewöhnlich verlangsam erscheint, so daß Jellinek einmal nur 42 Pulsschläge nach einem solchen Experiment gemessen hat. Eine merkwürdige Erscheinung war außerdem bei diesen Versuchen zu Tage tretend, nämlich eine bei der Einwirkung des Stroms eintretende Versteifung gewisser großer Adern. Bei einigen sehr jungen Arbeitern nahm die große Pulsader am Unterarm eine so starre Beschaffenheit an, daß sie sich wie ein Federkiel anfühlte, und zeigte außerdem zuweilen eine leichte Schlingelung; ebenso auffallend war die Beschaffenheit der Schläfenader, die gewöhnlich weit hervortrat, einen geschlängelten Verlauf und ein starkes Pulsieren erkennen ließ. Bei Elektricitätsarbeitern scheint dieser Zustand der Adern im Laufe der Jahre unter dem Einfluß häufiger elektrischer Einwirkungen chronisch zu werden, er ist aber auch schon bei ganz jungen Arbeitern beobachtet worden. Im übrigen scheint dieser Defekt keine dauernde Störung der Gesundheit mit sich zu bringen, wenn nicht einmal durch Verührung mit zu starken Strömen gradezu ein Unglücksfall eintritt. Endlich ist noch zu erwähnen, daß der Widerstand des menschlichen Körpers gegen den Durchgang des elektrischen Stroms sehr verschieden ist und bei einigen Personen nur 16 000, bei andren dagegen 60 000 Ohm beträgt. Je größer der Widerstand des Körpers, desto größer ist begreiflicherweise auch die Empfindlichkeit gegen den Strom. —

### Humoristisches.

— Ein ganz Schlauer. „Hieslbauer, ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen, weil Sie bloß drei Kreuze machen können, zwei Zeugen mitbringen, die Ihre Unterschrift bestätigen! . . . Haben Sie diese Zeugen?“

„Da san I, Herr Gerichtshof!“

„Das sind ja vier!“

„Die andern zwoa san zum bestätigen, — meine zwoa Zeug'n löonna nämli' aa' nei schreib'n!“ —

— Unüberlegte Bescheidenheit. „Sie haben mir das Leben gerettet, junger Mann. . . Wie soll ich Ihnen es danken!“

„O, bitte — das ist ja gar nicht der Rede wert!“ —

— Raffiniert. „Mein Mann ärgert mich in letzter Zeit so oft! Wenn ich nur wüßte, wie ich mich dafür rächen könnte?“

„Weißt Du was! Koch' ihm seine Leibspeise und lass sie anbrennen!“ —

### Notizen.

— Die „Neue freie Volksbühne“ bringt am Sonntag im Thalia-Theater Jbsens „Widerts“ zur Aufführung. —

— Emil Thomas scheidet mit dem Schluß dieser Saison aus dem Thalia-Theater aus. Es schweben Unterhandlungen zwischen dem Künstler und dem Schauspielhause, wo Thomas vom Oktober bis zum Dezember gastieren soll. —

— Hauptmanns „Michael Kramer“ erzielte bei der Aufführung im Breslauer Vöbe-Theater einen starken Erfolg. —

— „Haber in Rom“ von Julius Horst, ein Drama nach dem Epos Robert Hamerlings, wird am 18. Januar zum erstenmal im Hamburger Stadttheater in Scene gehen. —

— Der Franz Schubert-Verein giebt am 25. Januar im Künstlerhaus seinen 2. Schubert-Abend. —

— Heinrich Plagbeders Operette „Der Wahrheitsmund“, die demächst am Theater des Westens in Scene geht, errang am Königsberger Stadt-Theater einen großen Erfolg. —

c. Von den Bayreuther Festspielen 1901. Die Sätze für beide Cyklen von „Der Ring des Nibelungen“ sollen bereits vollständig ausverkauft sein, obgleich die Vorstellungen erst in sieben Monaten stattfinden werden. —

— Die Züriner Akademie schreibt den „Gressa-Preis“ im Betrag von 9600 Franken aus für Gelehrte und Erfinder aller Nationen. Preisgekrönt wird die auffallendste und nützlichste Entdeckung oder aber das berühmteste Werk auf sämtlichen naturwissenschaftlichen Gebieten und auf dem der Mathematik, gegebenenfalls auch auf dem der Geschichte, Geographie oder Statistik. Die Schlußfrist der Anmeldung ist der 31. Dezember 1902. —